

Interview mit dem Generaloberen, Don Fabio Attard

geschrieben von Editor BSOL | Juni 28, 2025

*Wir haben ein Exklusivinterview mit dem Generaloberen der Salesianer, Don Fabio Attard, geführt und dabei die wichtigsten Etappen seiner Berufung und seines menschlichen und spirituellen Weges nachgezeichnet. Seine Berufung entstand im Oratorium und festigte sich durch eine reichhaltige Ausbildung, die ihn von Irland nach Tunesien, von Malta nach Rom führte. Von 2008 bis 2020 war er Generalrat für Jugendpastoral, eine Aufgabe, die er mit einer multikulturellen Sichtweise ausübte, die er durch Erfahrungen in verschiedenen Kontexten erworben hatte. Seine zentrale Botschaft ist **die Heiligkeit** als Grundlage der salesianischen Erziehung: „Ich möchte eine heiligere Kongregation sehen“, sagt er und betont, dass professionelle Effizienz in der geweihten Identität verwurzelt sein muss.*

Wie sieht Ihre Berufungsgeschichte aus?

Ich wurde am 23. März 1959 in Gozo, Malta, als fünftes von sieben Kindern geboren. Zur Zeit meiner Geburt war mein Vater Apotheker in einem Krankenhaus, während meine Mutter einen kleinen Stoff- und Schneidereiladen gegründet hatte, der im Laufe der Zeit zu einer kleinen Kette mit fünf Geschäften heranwuchs. Sie war eine sehr fleißige Frau, aber das Geschäft blieb immer in Familienbesitz.

Ich besuchte die örtliche Grund- und Sekundarschule. Ein sehr schönes und besonderes Element meiner Kindheit war, dass mein Vater Laienkatechet im Oratorium war, das bis 1965 von den Salesianern geleitet wurde. Er hatte als Jugendlicher dieses Oratorium besucht und war dann als einziger Laienkatechet dort geblieben. Als ich mit sechs Jahren begann, das Oratorium zu besuchen, hatten die Salesianer gerade ihre Arbeit dort aufgegeben. Es kam ein junger Priester (der noch lebt), der die Aktivitäten des Oratoriums im gleichen salesianischen Geist fortsetzte, da er selbst als Seminarist dort gelebt hatte. Es ging weiter mit Katechismus, täglicher Eucharistiefeier, Fußball, Theater, Chor, Ausflügen, Festen... alles, was man normalerweise in einem Oratorium erlebt. Es gab viele Kinder und Jugendliche, und ich bin in diesem Umfeld

aufgewachsen. Praktisch spielte sich mein Leben zwischen meiner Familie und dem Oratorium ab. Ich war auch Messdiener in meiner Pfarrei. So entschied ich mich nach der Sekundarschule für das Priesteramt, denn diesen Wunsch hatte ich schon als Kind in meinem Herzen.

Heute wird mir bewusst, wie sehr mich dieser junge Priester beeinflusst hat, den ich mit Bewunderung betrachtete: Er war immer bei uns im Hof, bei den Aktivitäten des Oratoriums. Zu dieser Zeit waren die Salesianer jedoch nicht mehr dort. So trat ich ins Seminar ein, wo man damals zwei Jahre Vorbereitung als Internatsschüler absolvierte. Im dritten Jahr – das dem ersten Jahr der Philosophie entsprach – lernte ich einen etwa 35-jährigen Freund der Familie kennen, der eine Berufung im Erwachsenenalter gefunden hatte und als Salesianer-Aspirant eingetreten war (er lebt noch heute und ist Koadjutor). Als er diesen Schritt tat, entfachte sich in mir ein Feuer. Mit Hilfe meines geistlichen Begleiters begann ich mit meiner Berufungsunterscheidung.

Es war ein wichtiger, aber auch anspruchsvoller Weg: Ich war 19 Jahre alt, aber dieser geistliche Begleiter half mir, den Willen Gottes zu suchen und nicht nur meinen eigenen. So verbrachte ich das letzte Jahr – das vierte Jahr der Philosophie – nicht im Seminar, sondern als Salesianer-Aspirant und schloss die erforderlichen zwei Jahre Philosophie ab.

In meiner Familie war der Glaube sehr präsent. Wir gingen jeden Tag zur Messe, beteten zu Hause den Rosenkranz und waren sehr verbunden. Auch heute, obwohl unsere Eltern im Himmel sind, bewahren wir diese Einheit unter Brüdern und Schwestern.

Eine weitere Erfahrung in meiner Familie hat mich tief geprägt, auch wenn ich das erst mit der Zeit erkannt habe. Mein Bruder, der Zweitälteste in der Familie, starb mit 25 Jahren an Nierenversagen. Heute wäre er dank der Fortschritte in der Medizin dank Dialyse und Transplantationen noch am Leben, aber damals gab es noch nicht so viele Möglichkeiten. Ich habe ihn in den letzten drei Jahren seines Lebens begleitet: Wir teilten uns ein Zimmer und oft half ich ihm nachts. Er war ein fröhlicher, unbeschwerter junger Mann, der seine Gebrechlichkeit mit einer außergewöhnlichen Lebensfreude akzeptierte.

Ich war 16 Jahre alt, als er starb. Seitdem sind fünfzig Jahre vergangen, aber wenn ich an diese Zeit zurückdenke, an diese tägliche Nähe, die aus kleinen Gesten bestand, wird mir bewusst, wie sehr sie mein Leben geprägt hat.

Ich bin in einer Familie geboren, in der Glaube, Arbeitsmoral und gemeinsame Verantwortung großgeschrieben wurden. Meine Eltern sind für mich zwei außergewöhnliche Vorbilder: Sie haben ihr Kreuz mit großem Glauben und Gelassenheit getragen, ohne jemals jemandem etwas aufzubürden, und gleichzeitig haben sie uns die Freude am Familienleben vermittelt. Ich kann sagen, dass ich eine sehr schöne Kindheit hatte. Wir waren weder reich noch arm, sondern immer bescheiden und zurückhaltend. Sie haben uns gelehrt, zu arbeiten, gut mit den Ressourcen umzugehen, nichts zu verschwenden, in Würde und Eleganz zu leben und vor allem auf die Armen und Kranken zu achten.

Wie hat Ihre Familie reagiert, als Sie sich dafür entschieden haben, dem geweihten Leben zu folgen?

Es war der Moment gekommen, in dem ich zusammen mit meinem geistlichen Begleiter klar erkannt hatte, dass mein Weg der der Salesianer war. Ich musste das auch meinen Eltern mitteilen. Ich erinnere mich, dass es ein ruhiger Abend war, wir aßen zu dritt zusammen. Irgendwann sagte ich: „Ich möchte euch etwas sagen: Ich habe mich entschieden und möchte zu den Salesianern gehen.“

Mein Vater war überglücklich. Er antwortete sofort: „Der Herr segne dich.“ Meine Mutter hingegen begann zu weinen, wie es alle Mütter tun. Sie fragte mich: „Dann gehst du weg?“ Aber mein Vater mischte sich sanft und bestimmt ein: „Ob er weggeht oder nicht, das ist sein Weg.“

Sie segneten mich und ermutigten mich. Das sind Momente, die mir für immer in Erinnerung bleiben werden.

Ich erinnere mich besonders an das, was gegen Ende des Lebens meiner Eltern geschah. Mein Vater starb 1997, und sechs Monate später wurde bei meiner Mutter ein unheilbarer Krebs diagnostiziert.

Zu dieser Zeit hatten mich meine Vorgesetzten gebeten, als Dozent an die Päpstliche Universität der Salesianer (UPS) zu gehen, aber ich wusste nicht, wie ich mich entscheiden sollte. Meiner Mutter ging es nicht gut, sie stand kurz vor dem Tod. Als ich mit meinen Brüdern sprach, sagten sie mir: „Tu, was deine Vorgesetzten von dir verlangen.“

Ich war zu Hause und sprach mit ihr darüber: „Mama, meine Vorgesetzten bitten mich, nach Rom zu gehen.“

Mit der Klarheit einer wahren Mutter antwortete sie mir: „Hör zu, mein Sohn, wenn es nach mir ginge, würde ich dich bitten, hier zu bleiben, denn ich habe niemanden sonst und möchte deinen Brüdern nicht zur Last fallen. Aber ...“ – und

hier sagte sie einen Satz, den ich in meinem Herzen trage – „Du gehörst nicht mir, du gehörst Gott. Tu, was deine Oberen dir sagen.“

Dieser Satz, den sie ein Jahr vor ihrem Tod aussprach, ist für mich ein Schatz, ein kostbares Erbe. Meine Mutter war eine kluge, weise und scharfsinnige Frau: Sie wusste, dass ihre Krankheit sie zum Ende führen würde, aber in diesem Moment war sie innerlich frei. Frei, Worte zu sagen, die einmal mehr das Geschenk bestätigten, das sie Gott gemacht hatte: einen Sohn für das geweihte Leben zu geben.

Die Reaktion meiner Familie war von Anfang bis Ende von tiefem Respekt und großer Unterstützung geprägt. Und auch heute noch führen meine Brüder und Schwestern diesen Geist weiter.

Wie war Ihr Ausbildungsweg vom Noviziat bis heute?

Es war ein sehr reichhaltiger und abwechslungsreicher Weg. Ich begann das Vornoviziat in Malta, dann absolvierte ich das Noviziat in Dublin, Irland. Eine wirklich schöne Erfahrung.

Nach dem Noviziat zogen meine Mitbrüder nach Maynooth, um an der Universität Philosophie zu studieren, aber ich hatte das Studium bereits abgeschlossen. Deshalb baten mich meine Oberen, noch ein Jahr im Noviziat zu bleiben, wo ich Italienisch und Latein unterrichtete. Danach kehrte ich nach Malta zurück, um ein zweijähriges Praktikum zu absolvieren, das sehr schön und bereichernd war.

Danach wurde ich nach Rom geschickt, um an der Päpstlichen Universität der Salesianer Theologie zu studieren, wo ich drei außergewöhnliche Jahre verbrachte. Diese Jahre haben mich sehr offen gemacht. Wir lebten im Studentenwohnheim mit vierzig Mitbrüdern aus zwanzig verschiedenen Ländern: Asien, Europa, Lateinamerika... Auch die Lehrkräfte waren international. Es war Mitte der 80er Jahre, etwa zwanzig Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, und es herrschte noch viel Enthusiasmus: Es gab lebhaft theologische Diskussionen, die Befreiungstheologie, das Interesse an Methode und Praxis. Diese Studien haben mich gelehrt, den Glauben nicht nur als intellektuellen Inhalt zu verstehen, sondern als eine Lebensentscheidung.

Nach diesen drei Jahren habe ich zwei weitere Jahre Spezialisierung in Moraltheologie an der Accademia Alfonsiana bei den Redemptoristen absolviert. Auch dort habe ich bedeutende Persönlichkeiten kennen gelernt, wie den

berühmten Bernhard Häring, mit dem ich eine persönliche Freundschaft geschlossen habe und mit dem ich mich regelmäßig jeden Monat unterhielt. Insgesamt waren es fünf Jahre – zwischen Bachelor und Lizentiat –, die mich theologisch tief geprägt haben.

Anschließend meldete ich mich für die Mission und wurde von meinen Oberen zusammen mit einem anderen Salesianer nach Tunesien geschickt, um die Präsenz der Salesianer in diesem Land wiederherzustellen. Wir übernahmen eine Schule, die von einer Frauenkongregation geführt wurde, die keine Berufungen mehr hatte und kurz vor der Schließung stand. Es war eine Schule mit 700 Schülern, sodass wir Französisch und auch Arabisch lernen mussten. Zur Vorbereitung verbrachten wir einige Monate in Lyon, Frankreich, und widmeten uns dann dem Arabischstudium.

Ich blieb drei Jahre dort. Es war eine weitere großartige Erfahrung, denn wir lebten unseren Glauben und das salesianische Charisma in einem Umfeld, in dem man nicht offen über Jesus sprechen konnte. Dennoch war es möglich, Bildungswege aufzubauen, die auf menschlichen Werten wie Respekt, Hilfsbereitschaft und Wahrheit beruhten. Unser Zeugnis war still, aber vielsagend. In diesem Umfeld habe ich die muslimische Welt kennen und lieben gelernt. Alle – Schüler, Lehrkräfte und Familien – waren Muslime und haben uns mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Sie gaben uns das Gefühl, Teil ihrer Familie zu sein. Ich bin mehrmals nach Tunesien zurückgekehrt und habe immer denselben Respekt und dieselbe Wertschätzung erfahren, unabhängig von unserer Religionszugehörigkeit.

Nach dieser Erfahrung kehrte ich nach Malta zurück und arbeitete fünf Jahre lang im sozialen Bereich. Insbesondere in einem Salesianerhaus, das Jungen aufnimmt, die eine intensivere pädagogische Begleitung benötigen, auch in Form einer Unterbringung.

Nach diesen insgesamt acht Jahren in der Pastoral (in Tunesien und Malta) wurde mir die Möglichkeit geboten, mein Doktorat zu absolvieren. Ich entschied mich dafür, nach Irland zurückzukehren, weil das Thema mit dem Gewissen nach dem Denken des heute heiligen Kardinal John Henry Newman zu tun hatte. Nach Abschluss meines Doktorats bat mich der damalige Generaloberer, Don Juan Edmundo Vecchi – seligen Angedenkens –, als Dozent für Moraltheologie an die Päpstliche Universität der Salesianer zu kommen.

Wenn ich auf meinen gesamten Weg vom Aspirantat bis zum Doktorat zurückblicke, kann ich sagen, dass es eine Reihe von Erfahrungen war, nicht nur inhaltlich, sondern auch in sehr unterschiedlichen kulturellen Kontexten. Ich danke dem Herrn und der Kongregation, dass sie mir die Möglichkeit gegeben haben, eine so vielfältige und reichhaltige Ausbildung zu erleben.

Sie sprechen also Maltesisch, weil es Ihre Muttersprache ist, Englisch, weil es die zweite Sprache in Malta ist, Latein, weil Sie es unterrichtet haben, Italienisch, weil Sie in Italien studiert haben, Französisch und Arabisch, weil Sie in Manouba in Tunesien waren... Wie viele Sprachen sprechen Sie?

Fünf, sechs Sprachen, mehr oder weniger. Aber wenn man mich nach Sprachen fragt, sage ich immer, dass es sich um historische Zufälle handelt.

In Malta wachsen wir bereits mit zwei Sprachen auf: Maltesisch und Englisch, und in der Schule lernen wir eine dritte Sprache. Zu meiner Zeit wurde auch Italienisch unterrichtet. Da ich eine natürliche Begabung für Sprachen hatte, entschied ich mich auch für Latein. Als ich später nach Tunesien ging, musste ich Französisch und auch Arabisch lernen.

In Rom, wo ich mit vielen spanischsprachigen Studenten zusammenlebte, gewöhnte sich mein Ohr daran, und als ich zum Generalrat für die Jugendpastoral gewählt wurde, vertiefte ich auch meine Spanischkenntnisse, eine sehr schöne Sprache.

Alle Sprachen sind schön. Natürlich erfordert das Lernen Engagement, Studium und Übung. Manche sind begabter, andere weniger: Das hängt von der persönlichen Veranlagung ab. Aber das ist weder ein Verdienst noch ein Fehler. Es ist einfach eine Gabe, eine natürliche Veranlagung.

Von 2008 bis 2020 waren Sie zwei Amtszeiten lang Generalrat für die Jugendpastoral. Wie hat Ihnen Ihre Erfahrung in diesem Auftrag geholfen?

Wenn der Herr uns einen Auftrag anvertraut, bringen wir all unsere Erfahrungen mit, die wir im Laufe der Zeit gesammelt haben.

Da ich in verschiedenen kulturellen Kontexten gelebt habe, lief ich nicht Gefahr, alles durch die Brille einer einzigen Kultur zu sehen. Ich bin Europäer, komme aus dem Mittelmeerraum, aus einem Land, das eine englische Kolonie war, aber

ich hatte das Glück, in internationalen, multikulturellen Gemeinschaften zu leben.

Auch meine Studienjahre an der UPS haben mir sehr geholfen. Wir hatten Professoren, die sich nicht darauf beschränkten, Inhalte zu vermitteln, sondern uns lehrten, Zusammenhänge herzustellen und eine Methode zu entwickeln. Wenn wir beispielsweise Kirchengeschichte studierten, verstanden wir, wie wichtig dies für das Verständnis der Patristik war. Wenn wir uns mit biblischer Theologie befassten, lernten wir, sie mit der Sakramententheologie, der Moraltheologie und der Geschichte der Spiritualität in Verbindung zu bringen. Kurz gesagt, sie lehrten uns, organisch zu denken.

Diese Fähigkeit zur Synthese, diese Architektur des Denkens, wird dann Teil der persönlichen Ausbildung. Wenn man Theologie studiert, lernt man, feste Punkte zu erkennen und sie miteinander zu verbinden. Das Gleiche gilt für einen pastoralen, pädagogischen oder philosophischen Vorschlag. Wenn man Menschen mit großer Tiefe begegnet, nimmt man nicht nur auf, was sie sagen, sondern auch, wie sie es sagen, und das prägt den eigenen Stil.

Ein weiteres wichtiges Element ist, dass ich zum Zeitpunkt meiner Wahl bereits Erfahrungen in missionarischen Umfeldern gesammelt hatte, in denen die katholische Religion praktisch nicht vorhanden war, und mit ausgegrenzten und schutzbedürftigen Menschen gearbeitet hatte. Ich hatte auch eine gewisse Erfahrung in der Universitätswelt gesammelt und mich parallel dazu sehr der spirituellen Begleitung gewidmet.

Außerdem hatte mich die Erzdiözese Malta zwischen 2005 und 2008 – genau nach meiner Erfahrung an der UPS – gebeten, ein Institut für pastorale Ausbildung zu gründen, nachdem eine Diözesansynode dies für notwendig erachtet hatte. Der Erzbischof beauftragte mich, es von Grund auf aufzubauen. Als erstes stellte ich ein Team aus Priestern, Ordensleuten und Laien – Männern und Frauen – zusammen. Wir entwickelten eine neue Ausbildungsmethode, die bis heute Anwendung findet. Das Institut funktioniert weiterhin sehr gut, und in gewisser Weise war diese Erfahrung eine wertvolle Vorbereitung für meine spätere Arbeit in der Jugendpastoral.

Von Anfang an habe ich immer an die Arbeit im Team und an die Zusammenarbeit mit Laien geglaubt. Meine erste Erfahrung als Direktor war genau in diesem Stil: ein stabiles Bildungsteam, heute würde man eine CEP (Comunità Educativo-Pastorale, erzieherisch-pastorale Gemeinschaft) nennen, mit regelmäßigen, nicht gelegentlichen Treffen. Wir trafen uns jede Woche mit den Erziehern und

Fachleuten. Und dieser Ansatz, der im Laufe der Zeit zu einer Methode geworden ist, ist für mich ein Bezugspunkt geblieben.

Hinzu kommt meine akademische Erfahrung: sechs Jahre als Dozent an der Päpstlichen Universität der Salesianer, wo Studenten aus über hundert Ländern studierten, und dann als Prüfer und Doktorvater an der Accademia Alfonsiana.

Ich glaube, dass mich all dies darauf vorbereitet hat, diese Verantwortung mit Klarheit und Weitblick zu übernehmen.

Als mich die Kongregation während des Generalkapitels 2008 bat, dieses Amt zu übernehmen, brachte ich also bereits eine breite, multikulturelle Sichtweise mit. Das hat mir geholfen, denn das Zusammenführen von Unterschieden fiel mir nicht schwer: Es war für mich ganz normal. Natürlich ging es nicht einfach darum, einen „Salat“ aus Erfahrungen zu machen: Man musste die roten Fäden finden, Konsequenz und Einheit schaffen.

Was ich als Generalrat erleben durfte, war kein persönliches Verdienst. Ich glaube, jeder Salesianer hätte mit den gleichen Möglichkeiten und der Unterstützung der Kongregation ähnliche Erfahrungen machen und seinen Beitrag großzügig einbringen können.

Gibt es ein Gebet, einen salesianischen Gute-Nacht-Gruß, eine Gewohnheit, die Sie nie versäumen?

Die Verehrung Mariens. Zu Hause sind wir mit dem täglichen Rosenkranzgebet in der Familie aufgewachsen. Das war keine Pflicht, sondern etwas ganz Natürliches: Wir beteten vor dem Essen, weil wir immer zusammen aßen. Damals war das möglich. Heute vielleicht weniger, aber damals lebte man so: die Familie versammelt, gemeinsames Gebet, gemeinsames Essen.

Anfangs war mir vielleicht nicht bewusst, wie tief diese Marienverehrung war. Aber im Laufe der Jahre, wenn man anfängt, das Wesentliche vom Nebensächlichen zu unterscheiden, habe ich verstanden, wie sehr diese mütterliche Präsenz mein Leben begleitet hat.

Die Verehrung Mariens drückt sich in verschiedenen Formen aus: dem täglichen Rosenkranz, wenn möglich; einem Moment der Besinnung vor einem Bild oder einer Statue der Muttergottes; einem einfachen, aber von Herzen kommenden Gebet. Das sind Gesten, die den Weg des Glaubens begleiten.

Natürlich gibt es einige feste Punkte: die tägliche Eucharistie und die tägliche Meditation. Das sind Säulen, die nicht diskutiert, sondern gelebt werden.

Nicht nur, weil wir geweiht sind, sondern weil wir gläubig sind. Und den Glauben lebt man nur, wenn man ihn nährt.

Wenn wir ihn nähren, wächst er in uns. Und nur wenn er in uns wächst, können wir dazu beitragen, dass er auch in anderen wächst. Für uns als Erzieher ist es offensichtlich: Wenn unser Glaube sich nicht in konkretem Leben niederschlägt, wird alles andere zur Fassade.

Diese Praktiken – Gebet, Meditation, Verehrung – sind nicht den Heiligen vorbehalten. Sie sind Ausdruck von Ehrlichkeit. Wenn ich mich für den Glauben entschieden habe, habe ich auch die Verantwortung, ihn zu pflegen. Sonst reduziert sich alles auf etwas Äußerliches, Scheinbares. Und das hält auf Dauer nicht stand.

Wenn Sie zurückgehen könnten, würden Sie dieselben Entscheidungen treffen?

Auf jeden Fall. In meinem Leben gab es sehr schwierige Momente, wie es sie wohl jeder erlebt. Ich möchte mich nicht als „Opfer der Stunde“ darstellen. Ich glaube, dass jeder Mensch, um zu wachsen, Phasen der Dunkelheit, Momente der Trostlosigkeit, der Einsamkeit, des Gefühls, betrogen oder zu Unrecht beschuldigt zu werden, durchleben muss. Und ich habe diese Momente erlebt. Aber ich hatte das Glück, einen geistlichen Begleiter an meiner Seite zu haben.

Wenn man solche Schwierigkeiten in Begleitung eines anderen durchlebt, kann man ahnen, dass alles, was Gott zulässt, einen Sinn hat, einen Zweck. Und wenn man aus diesem „Tunnel“ herauskommt, entdeckt man, dass man ein anderer, reiferer Mensch geworden ist. Es ist, als ob wir durch diese Prüfung verwandelt worden sind.

Wäre ich allein geblieben, hätte ich Gefahr gelaufen, falsche Entscheidungen zu treffen, ohne Weitblick, geblendet von der Anstrengung des Augenblicks. Wenn man wütend ist, wenn man sich allein fühlt, ist es nicht der richtige Zeitpunkt, um Entscheidungen zu treffen. Es ist der Moment, weiterzugehen, um Hilfe zu bitten, sich begleiten zu lassen.

Bestimmte Phasen mit der Hilfe von jemandem zu durchleben, ist wie ein Teig, der in den Ofen geschoben wird: Das Feuer backt ihn, lässt ihn reifen. Auf die

Frage, ob ich etwas ändern würde, lautet meine Antwort daher: Nein. Denn auch die schwierigsten Momente, auch diejenigen, die ich nicht verstanden habe, haben mir geholfen, der Mensch zu werden, der ich heute bin.

Fühle ich mich als perfekter Mensch? Nein. Aber ich habe das Gefühl, dass ich jeden Tag auf dem Weg bin und versuche, vor der Barmherzigkeit und Güte Gottes zu leben.

Und heute, während ich dieses Interview gebe, kann ich aufrichtig sagen, dass ich glücklich bin. Vielleicht habe ich noch nicht ganz verstanden, was es bedeutet, Generaloberer zu sein – das braucht Zeit –, aber ich weiß, dass es eine Sendung (Mission) ist, kein Spaziergang. Es bringt Schwierigkeiten mit sich. Dennoch fühle ich mich geliebt und geschätzt von meinen Mitarbeitern und der gesamten Kongregation.

Und alles, was ich heute bin, bin ich dank meiner Erfahrungen, auch der schwierigsten. Ich würde sie nicht ändern wollen. Sie haben mich zu dem gemacht, was ich bin.

Haben Sie ein Projekt, das Ihnen besonders am Herzen liegt?

Ja. Wenn ich die Augen schließe und mir etwas vorstelle, das ich mir wirklich wünsche, dann möchte ich eine heiligere Kongregation sehen. Heiliger. Heiliger.

Der erste Brief von Don Pascual Chávez aus dem Jahr 2002 mit dem Titel „*Seid heilig*“ hat mich tief inspiriert. Dieser Brief hat mich innerlich berührt, er hat Spuren hinterlassen.

Es gibt viele Projekte, und alle sind gut, gut strukturiert, mit weitreichenden und tiefen Visionen. Aber welchen Wert haben sie, wenn sie von Menschen umgesetzt werden, die nicht heilig sind? Wir können hervorragende Arbeit leisten, wir können sogar geschätzt werden – und das ist an sich nichts Schlechtes –, aber wir arbeiten nicht, um Erfolg zu haben. Unser Ausgangspunkt ist eine Identität: Wir sind geweihte Menschen.

Was wir anbieten, hat nur dann einen Sinn, wenn es von dort ausgeht. Natürlich wünschen wir uns, dass unsere Projekte erfolgreich sind, aber noch mehr wünschen wir uns, dass sie Gnade bringen, dass sie die Menschen tief berühren. Es reicht nicht aus, effizient zu sein. Wir müssen im tiefsten Sinne wirksam sein: wirksam in unserem Zeugnis, in unserer Identität, in unserem Glauben.

Effizienz kann auch ohne jeden religiösen Bezug existieren. Wir können ausgezeichnete Fachleute sein, aber das reicht nicht aus. Unsere Weihe ist kein Detail, sondern das Fundament. Wenn sie nebensächlich wird, wenn wir sie beiseite schieben, um Platz für Effizienz zu schaffen, dann verlieren wir unsere Identität.

Und die Menschen beobachten uns. In den Salesianerschulen werden die Ergebnisse als gut anerkannt – und das ist gut so. Aber erkennen sie uns auch als Menschen Gottes? Das ist die Frage.

Wenn sie uns nur als gute Fachleute sehen, dann sind wir nur effizient. Aber unser Leben muss sich von Ihm nähren – dem Weg, der Wahrheit und dem Leben – und nicht von dem, was „ich denke“ oder „ich will“ oder „was mir scheint“.

Anstatt also von meinem persönlichen Projekt zu sprechen, spreche ich lieber von einem tiefen Wunsch: heilig zu werden. Und zwar konkret, nicht idealisiert.

Als Don Bosco zu seinen Jungen von *Studium, Gesundheit und Heiligkeit* sprach, bezog er sich nicht auf eine Heiligkeit, die nur aus Gebeten in der Kapelle bestand. Er dachte an eine Heiligkeit, die in der Beziehung zu Gott gelebt und durch die Beziehung zu Gott genährt wird. Die christliche Heiligkeit ist das Spiegelbild dieser lebendigen und täglichen Beziehung.

Welchen Rat würden Sie einem jungen Menschen geben, der sich Fragen zur Berufung stellt?

Ich würde ihm sagen, dass er Schritt für Schritt entdecken soll, was Gottes Plan für ihn ist.

Der Weg zur Berufung ist keine Frage, die man stellt und dann auf eine Antwort von der Kirche wartet. Es ist eine Pilgerreise. Wenn ein Junge zu mir sagt: *„Ich weiß nicht, ob ich Salesianer werden soll oder nicht“*, versuche ich, ihn von dieser Formulierung wegzubringen. Denn es geht nicht einfach darum, zu entscheiden: *„Ich werde Salesianer“*. Die Berufung ist keine Option in Bezug auf eine „Sache“.

Auch in meiner eigenen Erfahrung, als ich meinem geistlichen Begleiter sagte: *„Ich möchte Salesianer werden, ich muss es sein“*, brachte er mich ganz ruhig zum Nachdenken: *„Ist das wirklich Gottes Wille? Oder ist es nur dein Wunsch?“*

Und es ist richtig, dass ein junger Mensch das sucht, was er sich wünscht, das ist gesund. Aber wer ihn begleitet, hat die Aufgabe, diese Suche zu fördern, sie von anfänglicher Begeisterung in einen Weg der inneren Reifung zu verwandeln.

„Du willst Gutes tun? Gut. Dann lerne dich selbst kennen, erkenne, dass du von Gott geliebt bist.“

Nur aus dieser tiefen Beziehung zu Gott kann die eigentliche Frage entstehen:
„Was ist Gottes Plan für mich?“

Denn was ich mir heute wünsche, könnte mir morgen schon nicht mehr genügen. Wenn die Berufung sich auf das reduziert, was „mir gefällt“, dann ist sie etwas Zerbrechliches. Die Berufung ist hingegen eine innere Stimme, die fragt, die zum Dialog mit Gott auffordert und eine Antwort verlangt.

Wenn ein junger Mensch an diesen Punkt gelangt, wenn er begleitet wird, diesen inneren Raum zu entdecken, in dem Gott wohnt, dann beginnt er wirklich zu gehen.

Deshalb muss der Begleiter sehr aufmerksam, tiefgründig und geduldig sein. Niemals oberflächlich.

Das Evangelium von Emmaus ist ein perfektes Bild: Jesus nähert sich den beiden Jüngern, hört ihnen zu, obwohl er weiß, dass sie verwirrt sind. Dann, nachdem er ihnen zugehört hat, beginnt er zu sprechen. Und am Ende laden sie ihn ein:
„Bleibe bei uns, denn es wird Abend.“

Und sie erkennen ihn in der Geste des Brotbrechens. Dann sagen sie zueinander:
„War nicht unser Herz in uns brennend, während er auf dem Wege redete?“

Heute sind viele junge Menschen auf der Suche. Unsere Aufgabe als Erzieher ist es, nicht voreilig zu sein. Sondern ihnen ruhig und schrittweise zu helfen, die Größe zu entdecken, die bereits in ihrem Herzen ist. Denn dort, in dieser Tiefe, begegnen sie Christus. Wie der heilige Augustinus sagt: *„Du warst in mir, doch ich war außer mir, und dort draußen suchte ich dich.“*

Haben Sie heute eine Botschaft an die Salesianische Familie?

Es ist dieselbe Botschaft, die ich auch in diesen Tagen während der Versammlung des Beirats der Salesianischen Familie vermittelt habe: ***Der Glaube. Uns immer mehr in der Person Christi verwurzeln.***

Aus dieser Verwurzelung entsteht eine authentische Kenntnis Don Boscos. Als die ersten Salesianer ein Buch über den wahren Don Bosco schreiben wollten, gaben sie ihm nicht den Titel *„Don Bosco, Apostel der Jugend“*, sondern *„Don Bosco mit Gott“* – ein Text, der 1929 von Don Eugenio Ceria verfasst wurde.

Das gibt uns zu denken. Warum haben sie, die ihn jeden Tag handeln gesehen

hatten, nicht den unermüdlichen Don Bosco, den Organisator und Erzieher hervorgehoben? Nein, sie wollten den Don Bosco erzählen, der tief mit Gott verbunden war.

Wer ihn gut kannte, blieb nicht an den Äußerlichkeiten hängen, sondern ging zur Wurzel: Don Bosco war ein Mann, der ganz in Gott versunken war.

Der Salesianischen Familie sage ich: Wir haben einen Schatz erhalten. Ein unermessliches Geschenk. Aber jedes Geschenk bringt Verantwortung mit sich.

In meiner Abschlussrede habe ich gesagt: **„Es reicht nicht aus, Don Bosco zu lieben, man muss ihn kennen.“**

Und wir können ihn nur wirklich kennen, wenn wir Menschen des Glaubens sind.

Wir müssen ihn mit den Augen des Glaubens betrachten. Nur so können wir dem Gläubigen begegnen, der Don Bosco war, in dem der Heilige Geist mit Kraft gewirkt hat: mit *dýnamis*, mit *cháris*, mit Charisma, mit Gnade.

Wir dürfen uns nicht darauf beschränken, bestimmte seiner Maximen zu wiederholen oder von seinen Wundern zu erzählen. Denn wir laufen Gefahr, bei den Anekdoten über Don Bosco stehen zu bleiben, anstatt bei der Geschichte Don Boscós, denn Don Bosco ist größer als Don Bosco.

Das bedeutet Studium, Reflexion, Tiefe. Es bedeutet, jede Oberflächlichkeit zu vermeiden.

Dann können wir wahrhaftig sagen: **„Das ist mein Glaube, das ist mein Charisma: in Christus verwurzelt, auf den Spuren Don Boscós.“**